Aus alter und neuer Zeit der Heidelberger Bibliothek

Jakob Wille

Aus alter und neuer Zeit der Heidelberger Bibliothek.

Rede

zur Feier der Vollendung des neuen Bibliotheksgebäudes

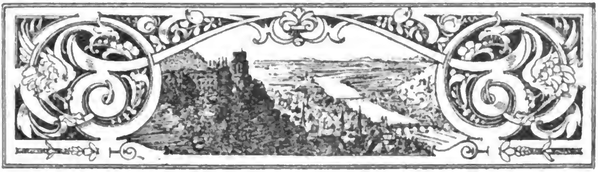
gehalten in der Aula der Universität

am 9. Dezember 1905

von

J. Wille.

Heidelberg.
Universitäts-Buchdruckerei von J. Hörning.
1906.



Hochansehnliche Festversammlung!

Ein bedeutsamer Zufall will es, dass der Tag, an dem unsere Universität die Vollendung ihres neuen Bibliotheksgebäudes zu feiern gedenkt, zugleich der Geburtstag Johann Joachim Winckelmanns ist. Der grosse Archäologe, der in unbegrenzter Begeisterung und tiefem künstlerischen Empfinden uns die ewige Schönheit antiker Formen erschlossen und dem ästhetischen Denken eines ganzen Zeitalters seine vorherrschend geistige Richtung gab, ist nicht in der Höhenluft der Künste, sondern im Bücherstaube aufgewachsen. Ehe seinem jugendlichen Auge zum ersten Male eine schöne Welt in noch spärlichen Zeugnissen künstlerischen Schaffens sich erschloss, ist er entsagungsvoll den Büchern nachgezogen, wie ein Durstiger die Quelle sucht. Sie waren seine einzige Freude, seine Leidenschaft. Nicht allein um zu lernen, schon um eine Bücherwelt zu sehen, konnte er weithin wandern. Bücher zu ordnen war ihm ein Genuss. An ihrer äussern Erscheinung allein konnte er sich erfreuen, wie der einsame Wanderer sich an den Früchten erfreut, die in bunter Menge und frischen Farben aus dem Grün der Bäume ihn grüssen, ohne dass er davon geniessen will oder kann.

Hätte ihn nicht das Schicksal von den Büchern zu den Malern geführt und die Strasse nach dem Süden, woher selten ein für grosse Eindrücke empfänglicher Geist ohne innere Umwandlung und Läuterung zurückkehren kann, Winckelmann wäre der beste Bibliothekar und eine Zierde unseres Standes geworden.

Doch nicht allein aus den Reihen der Bücher, zu denen sich seit Wochen Magister und Scholaren, in aufgezwungener Enthaltsamkeit hungrig und durstig geworden, nun fast ungenügsam drängen, spricht die Erinnerung an jenen leidenschaftlichen Bücherfreund, auch das nun vollendete Bauwerk selbst darf Gedanken an jenen Entdecker antiker Kunst wachrufen, dessen Geburtstag heute vorab die Archäologen feiern. In einer Zeit, da ästhetisch zu kritisieren zum guten Ton gehört, liegt es mir trotzdem ferne, Sie im Angesichte dieses Baues stilistisch belehren zu wollen. So gut wie ein Literat, muss sich ja auch ein Baukünstler gefallen lassen, dass die Welt über sein Werk urteilt. Grundverschieden wird dies immer sein. Er mag über freudige Anerkennung sich freuen, über ihr Versagen mit dem Gedanken sich hinwegsetzen, dass man einem Fischer von Erlach und Balthasar Neumann einen „Zopf“ angehängt hat, den zu tragen man heute stolz ist.

Wer aber das Innere dieses nun vollendeten Gebäudes betritt und unter dem Eindrucke monumentaler Grösse sich ihrer so einfachen Sprache nicht verschliessen kann, der fühlt etwas von dem Geiste, der einem solchen Hause innewohnen soll. Eine Bibliothek ist der Ort weihevoller, stimmungsreicher Ruhe, wie ernste Arbeit sie verlangt. Monumentale Ruhe in erhabener Grösse und in einfachen schönen Formen zum Ausdruck gebracht, nach jenem strengen Gesetze, an das ein jeder künstlerische Gedanke, um nicht zügellos zu werden, gebunden ist, bildet die nie überwindbare Lebenskraft des antiken Bauwerkes. Auch die Lebensarbeit des Mannes, der unserer Universität zwei ihrer vornehmsten Bauten, diesen stimmungsvollen Saal und die neue Bibliothek geschaffen hat, wurzelt bei aller Freiheit sich selbst fortbildender und neubildender Gedanken, technisch, künstlerisch und wissenschaftlich im Bannkreise der hohen Lehre antiker Meister. Die vaga et soluta opinio, um mit Alberti zu reden, hat ihn um eines zeitgemässen Ruhmes willen niemals irre gemacht. Doch es liegt mir ferne, der Bedeutung Joseph Durms gerecht werden zu wollen, dessen Name mit der Baugeschichte des badischen Landes dauernd verbunden ist, der als Vertreter einer technischen Hochschule, zugleich als Ehrendoktor von Heidelberg, durch die Richtung, die Art und Weise seiner streng ge-

lehrten Forschung auch mit der Universität und unserer Bibliothek die engste Fühlung hat. Ich begrüsse ihn hier in unserer Mitte und sage ihm Dank im Namen der Universität und Bibliothek für das neue Haus, in dem er ernst, weihevoll und schön seinen künstlerischen Gedanken Ausdruck verliehen hat. Auch seinen beiden jungen Mitarbeitern sei gedankt, die als Führer dieses Baues, als Teilnehmer an einer grossen geistigen Arbeit, viel Mühen und Sorgen getragen und mit diplomatischem Geschicke die manchmal verwickelten Fäden zwischen hier und Karlsruhe zu einer glücklichen Lösung zu führen geholfen haben.

Aber nicht allein die Vollendung ihres vornehmsten Gebäudes will die Universität feiern. Sie sieht in diesem Einzuge ihrer Bücherschätze in das neue Heim ein bedeutsames Ereignis ihrer eigenen ereignisvollen Geschichte. Denn die Bibliothek ist ihr wichtigstes Institut, das zu ihrem Dasein gehört, wie das Licht der Sonne zum Leben. „Die Librai, sagt schon eine alte Instruktion des Pfalzgrafen Johann Casimir (1590), ist das nötigst und fürnehmst Instrument und Werkzeug." Sie ist so alt wie die hohe Schule selbst. Beide sind geweiht und geadelt durch gemeinsame Schicksale im Laufe der Jahrhunderte. Die eine ist mit der andern zum höchsten Ruhme emporgestiegen und wiederum hinabgesunken zu bedeutungslosem Dasein, fast bis zu einem Ende. Die Heidelberger Bibliothek ist wie die Universität ein Spiegelbild der Zeiten. Die reiche Geschichte dieses gesegneten Landes, der Wechsel seiner politischen und kirchlichen Verhältnisse, das gesamte Geistesleben in all seinen reichen Formen, sie bilden zugleich Kapitelüberschriften in der Lebensgeschichte der Heidelberger Büchersammlungen. Es ist ein umfangreiches Buch diese Heidelberger Bibliotheksgeschichte. Nur ein paar lose Blätter will ich herausnehmen bei einer Feier, da unter dem Eindrucke des Neuen zugleich auch die Vergangenheit uns geistig nahe rückt.

Lassen wir aus dem vom Glanze moderner Leuchtkraft erfüllten Arbeitssaale der neuen Bibliothek, wo Karl Friedrich, der Erneuerer unserer Universität, und Grossherzog Friedrich, unser erlauchter Rector Magnificentissimus, in einem Medaillon vereinigt, zu uns herabschauen, unsere Gedanken mehr als ein halbes Jahrtausend zurückschweifen, so taucht aus fernem halbverschwommenem Hintergrunde eine engbegrenzte, uns heute fremde Welt vor uns auf. In den engen, dumpfen, vom Sonnenlichte, das durch niedere Fenster dringt, matt beleuchteten Zellen der Bursen sitzen die ersten Lehrer der hohen Schule vor ihren Büchern,

schwerfälligen, dickleibigen Folianten, von fleissigen Händen mühsam geschrieben. Aus vergriffenen Pergamenten leuchten buntbemalte Initialen hervor, auch die Muttergottes im blauen Festkleide, von goldenem Glanze umstrahlt, blickt freundlich uns an. Ein stilles, gedanken- und stimmungsvolles, der Welt entrücktes Bild, während draussen die Waffen klirren und Ruprecht der Alte durchs dunkle Tor hinaus zu Felde reitet. Rings herum an den niedern Wänden der Gelehrtenstube steht, sie fast erdrückend, das ganze schwere Rüstzeug mittelalterlicher Gelehrsamkeit. Neben Platons Timäus die Logik des Aristoteles, die Homilien Gregors neben Augustin, die Scholastiker: Nominalisten und Realisten reihen sich ihnen an. Albertus Magnus und Buridanus und auch der vielgesuchte Berater in den Gebresten des Leibes, Galienus, fehlt nicht in dieser Bibliothek von 200 Bänden, des Marsilius von Inghen, des Pfalzgrafen Pfaffen, des ersten Rektors unserer hohen Schule. Auch dieser aus Paris, der Hochschule aller Scholastik gekommene Vertreter des Nominalismus und Schöpfer unserer ersten Universitätsverfassung sucht so gut, wie die Geister ein halbes Jahrtausend nach ihm, die Wahrheit zu ergründen, den Dualismus zwischen Denken und Sein, Erkenntnis und Dogma, Vernunft und Offenbarung zu lösen. Und nahe bei ihm sitzt der erste Kanzler der Universität, Konrad von Gelnhausen, der scharfsinnige, unermüdliche Kämpfer für die Einheit der nun im Schisma zerfallenen Kirche, in diesem Zwiespalt der Autoritäten zu Rom und Avignon, der nicht allein die Gedanken des alten Ruprecht beschäftigt, sondern auch das Seelenheil einer gläubigen Welt verwirrt, die Fundamente des Glaubens aufs tiefste erschüttert.

Beide aber, der erste Rektor und erste Kanzler der Heidelberger Universität wollen nicht, dass ihre beste, vielleicht einzige Habe ihrer Bücher verloren geht, sondern auch andere aus ihnen lernen mögen. Sie vermachen ihre Büchereien der Artistenfakultät zu Nutz und Eigen. In ihrem drüben in der Heugasse gelegenen Kollegium aufgestellt bedeuten sie für uns den Anfang der Heidelberger Universitäts-Bibliothek. Wie das Studium generale, als Verkündiger des gesamten Wissens, von da ab auch an allen kirchlichen Bewegungen der Zeit bis in die Tage von Konstanz und Basel teilnimmt, so ist auch sein gelehrtes Rüstzeug theologisch, scholastisch, kirchlich. In der Tracht der Kleriker gehen die Lehrer einher. Nicht der Staat, sondern die Kirche gibt ihnen die Pfründe zum Leben und die Bücher zu arbeiten. Als Kapitulare sitzen sie nun bald in dem von König Ruprecht 1400 gestifteten, von Bonifacius IX. bestätigten, mit reichen Einkünften begabten königlichen

Stifte zum h. Geist. Auch dieser geistlichen Korporation fliessen, wie dem Artistenkolleg und der inzwischen ins Leben getretenen besondern Büchersammlung der Gesamtuniversität, bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein zahlreiche literarische Geschenke zu. Aber sie bedeuten nichts gegenüber der grossen fürstlichen Schenkung Ludwigs III., des Protektors des Konstanzer Konzils, der seine auf Reisen nach Paris, dem heiligen Lande und anderwärts gesammelte Bücherei dem königlichen Stifte zum h. Geist, zum Nutzen der Universität als freies Eigentum (1421) überwies. Während die frühern Sammlungen sich wesentlich auf die scholastische Philosophie und Theologie beschränkten, ist Ludwigs Bibliothek schon nach umfassenderen Gesichtspunkten zusammengetragen. Arzneikunde und orientalische Literatur sind reich bedacht. Hebräische Werke, eine Beute aus den grossen Judenverfolgungen, zweifelhafte Geschenke des hartgesinnten Ruprecht II., haben bereits auf den Bücherpulten des Artistenkollegiums ihren Platz.

Dem kirchenpolitischen Denkkreise entsprechend, sind aber im h. Geiststifte alle bedeutenden auf die Konzilsfrage bezüglichen Traktate vertreten. Unter Ludwig IV., dem Sohne des fürstlichen Schenkers, hat auch das Basler Konzil mit seinem literarischen Rüstzeug zur Bereicherung der schon mehrere hundert Bände starken Stiftsbibliothek seinen Beitrag geliefert. So ist diese noch kleine Heidelberger Bibliothek im fünfzehnten Jahrhundert der literarische Ausdruck einer damals herrschenden weltbewegenden geistigen Strömung. Sie stand damals auf der Höhe ihrer Zeit, aber sie ging nicht mit der Zeit. Die Hochschule samt ihrem gelehrten Apparate schien abgestorben in der Dürre der Scholastik, als längst ein frischer Luftzug durch das deutsche Geistesleben ging, aber nur die Höhe berührte, wo die Burg der Pfalzgrafen stand und eine Pflegestätte der neuen Wissenschaften und Künste ward. Dort im sangesfrohen Kreise überliess man gerne die schweren gottesgelehrten Werke der scholastischen Doktoren dem Dunstkreise der Bursen, und begann die Schränke des pfalzgräflichen Schlosses mit den Schätzen alter und neuer Poesie zu füllen. Nur mit Theologie, mit geistlichem und weltlichem Recht, auch mit Medizin hat Ludwig III. das Heiliggeiststift bedacht. Das können aber die Bücher nicht gewesen sein, die jener Dichter Jakob Püderich von Reichartshausen besungen hat, denn mit Decretalen und Bürgerlichem Gesetzbuch pflegt sonst der Pegasus nicht durchzugehen. Der wissensdurstige und kunstfreundliche Pfalzgraf muss noch andere Bücher besessen haben. Es ist sehr wahrscheinlich — spärliche Reste weisen darauf hin — dass er auch poetische

Werke hat abschreiben und sammeln lassen. Literarische, poetische Interessen, in Ernst und Liebhaberei, beherrschen das geistige Leben jenes Fürstenhofes, aus dem Ludwigs Tochter, Pfalzgräfin Mechtilde, eine geistvolle Dame und „Liebhaberin aller Künste“, eine vielgerühmte Bücherfreundin hervorging, die ihre begeisterte Teilnahme dem neuen Geisteszuge der Renaissance entgegenbrachte. Zweimal vermählt, ist sie an der Seite des württembergischen Grafen Ludwig und des Herzog Albrechts VI. von Österreich auf die Gründung der Hochschulen zu Tübingen und Freiburg nicht ohne Einfluss gewesen. Ihr Witwengut, das kleine Rottenburg am Neckar, ward ein Musensitz im Geiste der bildungsfrohen Gonzagas. Sicherlich vom Heidelberger Schlosse nahm sie des Lebens höhere Ziele mit.

Nicht die Lehrer der Universität, sondern die Pfalzgrafen auf dem Jettenbühl waren jetzt für lange Zeit die Förderer wissenschaftlichen Lebens und höherer Bildung.

Von Friedrich dem Siegreichen besoldet und geschützt, von der Gelehrtenzunft der hohen Schule verachtet, liest der wein- und liebesfrohe Peter Luder über die alten Klassiker, ein Vertreter jener etwas verlumpten Genies, wie sie im Sturm und Drang geistiger Revolutionen so gerne gedeihen, Mathias von Kemnat schmiedet seine Chronik und in elenden Versen und kriechender Devotion feiert Michel Beheim seinen siegesstolzen Herrn als zweiten Alexander. Als aber die verlumpten Gelehrten und durstigen Poeten von dannen gezogen waren, da sammelte sich um den Kurfürsten Philipp am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die edle Schar von Humanisten und Literaten der rheinischen Gesellschaft. Ein Hofleben im Geiste Ferraras entfaltet sich hinter den düstern Mauern der pfalzgräflichen Burg. Da sehen wir Johann von Dalberg, den Bischof von Worms und Kanzler der Universität, einen frohgemuten, geistvollen Mäcen, der in seinem Schlosse zu Ladenburg die gelehrten Männer zu anregenden und heitern Symposien empfängt, den gedankenreichen Celtes und den ernsten Friesen Agricola. Im geistigen Bunde mit ihnen hat der gelehrte, nur unter Büchern gesunde Abt Trithemius von Sponheim Fühlung mit dem geistigen Leben der Pfalz. Es sind sangesfrohe, wissensdurstige und grundgelehrte Geister, Weltliche und Kleriker: der Jurist aus der Schreibstube, wie Dietrich von Plenningen und der stille Werner von Themar, dessen frommer, stimmungsvoller Seele die Mutter Gottes zarte Weisen entlockt, auch in der Kutte des Cisterziensers aus Schönau, jener Mönch Wendelin, der vom Frühlingswehen der jungen Natur und dem Sturme der neuen

Geisteswelt ergriffen mit seinem Virgil in der Hand das stille Tal herauf über die Berge zieht. Sie alle aber schreiben, lesen, übersetzen und dichten, sie sammeln Bücher und schleppen sie herbei, alte Autoren und neue Chroniken, ernste Gesänge und heitergestimmte Lieder. Während in den Bursen der Universität die Begriffe gespalten werden, begreift man in jenen Kreisen die schöne Welt, wie man sie sieht. Bücherfreunde aber waren sie alle, die in der Gunst des kunstsinnigen Landesherrn sich sonnten und Freude an Büchern blieb ein Erbteil im pfälzischen Hause. Unter Kurfürst Philipp und seinen nächsten Nachfolgern wächst am Hofe eine neue Bibliothek zusammen, während die alten Folianten des Artistenkollegs in der Heugasse und beim Stift zum h. Geist halb vergessen sind.

Nun aber kommt, den Kopf voll neuer Gedanken und hoher Ziele, im Jahre 1556 Pfalzgraf Ott Heinrich aus Neuburg in die Pfalz, ein ächter Fürst der Renaissance, von Leidenschaft erfüllt, die Zeugnisse von Wissenschaft und Kunst zu sammeln. Jenem Florentiner Niccolò Niccoli gleich konnte er, um Bücher und Kunstschätze zu erwerben, alles daran setzen, Vermögen und Land, konnte er Schulden machen und darüber darben.

So reisen seine Agenten durch die Welt, um Handschriften zu kaufen, und er selbst hält die Augen auf, um zuzugreifen, wo eine vergessene Bücherei, wie eine Entdeckung, sich ihm auftut. In der Nachbarschaft liegt das Kloster Lorsch, die uralte ehrwürdige Kulturstätte ist halb verfallen, ihr einst reicher Besitz längst in den Händen geistlicher und weltlicher Herrn. Im Pfandbesitze der Pfalz hat die Reformation leicht Eingang gefunden, wo die kirchlichen Verhältnisse in Auflösung begriffen, die meisten Mönche von dannen gezogen sind. Ein von der Pfalz eingesetzter Propst hält dort noch Haus. Die alte berühmte Bibliothek, reich an Handschriften bis ins zehnte Jahrhundert zurück, hat geistig keinen Herrn mehr. Schon Johann v. Dalberg hat manches geholt, Ott-Heinrich, der Pfandherr, greift nun zu. „Tamquam Nebucadnezar ist er kommen“, sagt die Zimmernsche Chronik, „hat die uralte Bibliothek hinweggeführt samt Butzen und Stil.“ Und was für eine Bibliothek! Einem Philologen sind die Codices des h. Nazarius keine leeren Namen. Unsere beste jetzt hier befindliche Florus-Handschrift war darunter. In dieser weltvergessenen Bücherei hat Simon Grynäus 1527 den einzigen Codex entdeckt, durch den uns die Bücher 41 bis 45 des Livius überliefert sind und die vatikanische Palatina sagt uns heute noch, was der in stiller Beschaulichkeit

malende Lorscher Mönch, gedankenreich auch in Farben uns hinterlassen hat.

Vor allem hat Ott-Heinrich, wofür uns der nun veröffentlichte Briefwechsel des Masius ein glänzendes Zeugnis gibt, der orientalischen Literatur seine Aufmerksamkeit geschenkt und mit wunderbarem Geschick sich an die besten Quellen gewendet. So hat ihm der berühmte Orientalist Postel, der für Verbreitung des Evangeliums in syrischer Sprache Geld und Gut geopfert, im Drange der Not seine arabischen Handschriften verpfändet. Dabei nahm es der Pfalzgraf, wie so viele leidenschaftliche Bücherfreunde mit den Erwerbstiteln nicht so genau, als die heilige Schrift ihn lehrte: Vom Mainzer Domstift hat er eine ganze Reihe von wertvollen Codices „eine Zeit lang bis nach notdürftiger Besichtigung“ sich ausgebeten und niemals wieder herausgegeben. So entstand Ott-Heinrichs Bibliothek, über die der fürstliche Mäcen testamentarisch verfügt hat, dass sie „bei der kurfürstlichen Pfalz und also zu Heidelberg, da die Universität ist beharrlich und stetig gelassen werde“. Mit der Bibliothek im Heiliggeiststift vereinigt, ist aus dieser Sammlung die berühmte Palatina hervorgegangen, die kurfürstliche Bibliothek, die bibliotheca electoralis, ihrem Zwecke nach eine Bibliothek der Universität. Denn die hohe Schule hat neben dem kurfürstlichen Hause für Aufsicht und Vermehrung zu sorgen, sie büsst mit dem Verluste dieses geistigen Schatzes, so bald sie ihre Verpflichtungen nicht erfüllt. Die Emporen der h. Geistkirche waren im Sinne des Stifters nur ein vorübergehender Platz, ein neues Gebäude sollte die Palatina umfassen. Doch Ott Heinrich ist überm Plänenmachen (1559) gestorben.

Während die Augen der gelehrten Welt sich auf die Heiliggeistkirche richten, kommt Ulrich Fugger aus Augsburg, ein Freund Ott-Heinrichs nach Heidelberg, als Anhänger der neuen Kirche mit seinem Hause zerfallen, als Verschwender gebrandmarkt, weil er „sein Vermögen mit Künstlern und Gelehrten vergeude“. So ist Heidelberg der Platz, um seine Taschen zu öffnen. Im Besitze eines fürstlichen Vermögens konnte er seine hohen Leidenschaften befriedigen, kaufen und sammeln wie ein Fürst und hatte immer noch übrig. Nicht allein ein Liebhaber der Bücher, sondern auch selbst gelehrt als hervorragender Hellenist, unterstützt er die Herausgabe griechischer und lateinischer Autoren. Zum Dank wohl für den von Friedrich III. ihm gewährten Schutz, für die vom Heidelberger geistigen Leben ihm dargebotene Nahrung, vermacht er (1584) seine an griechischen, lateinischen und besonders orientalischen Handschriften reiche Bibliothek an Kurpfalz. Hätte Heidel-

berg um diese Zeit selbst seine hohe Schule verloren, allein durch ihre Bücherschätze wäre sein Ruhm durch das gelehrte Europa gegangen. Die Palatina ist die Schatzkammer alles Wissens, das Wanderziel aller Gelehrten: „Optimus Germaniae literatae thesaurus."

Als der gelehrte Janus Gruter Vorstand der Palatina war, kommt nun die Ihnen allen bekannte Katastrophe: Die Eroberung Heidelbergs durch die Baiern unter Tilly am 6. September 1622, die Palatina eine Beute des Eroberers, bestimmt als Geschenk für Papst Gregor XV. Am 4. Februar 1623 nimmt Leo Allatius, der gelehrte Bibliothekar des päpstlichen Stuhls, die Heidelberger Büchersammlungen mit sich fort. Mehr noch als im hohen Wunschzettel stand, lud er seinen Maultieren auf. Was sonst noch in der Bücherei auf dem Schlosse, im Artistenkolleg und selbst im Hause Gruters zum Mitnehmen reizte, folgte dem gelehrten Gepäcke, wie es seit Menschengedenken kein Saumtier über die Alpen geführt hat. Ein Ereignis, das wir auch in unserer bücherreichen Zeit ohne persönliche Stimmung gegen den Baiern nicht betrachten, nicht vergessen und verschmerzen können, ein Verlust, über den auch der berechtigte Gedanke uns nicht tröstet, dass die Kriegsstürme der folgenden Jahrhunderte diesen literarischen Schatz vielleicht zerstört oder friedliche politische Wandlungen ihn hinweggeführt hätten. Aber mit kühlem Urteile betrachtet, war die Palatina eine Kriegsbeute wie jede andere, die ohne zu fragen der Sieger mit sich nimmt in Zeiten, da auch die stillen Stätten künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens weder durch Völkerrecht, noch Vernunft und Achtung geschützt waren. Was Maximilian von Baiern tat, haben andere vor und nach ihm getan, Gustav Adolf so gut wie Napoleon. Doch vielfach unaufgeklärt bleibt der ganze Handel. Welche tiefer liegenden Gründe einen Fürsten, der in Künsten und Wissenschaften für Baiern bedeutet, was Ott-Heinrich für die Pfalz, bewogen hat, dieses grossen literarischen Schatzes für seine in neuem Glanze emporstrebende Residenz zu Gunsten des Papstes zu entsagen, wissen wir nicht. Weder pekuniäre Verpflichtungen noch kirchlicher Eifer vermögen uns eine Frage vollkommen zu erklären, deren Vorverhandlungen wir vorerst nicht kennen. Legte doch Maximilian einen ganz besonderen Wert darauf, dass diese Schenkung nicht mit dem übrigen Besitze der Vatikanischen Bibliothek vereinigt, sondern in ihr als Gregoriana selbständig aufgestellt werde, „damit sie ihren bishero in- und ausserhalb Teutschland gehabten grossen Namen in so kurzer Zeit nicht ganz verlieren müsste". Doch bei Schenkern und Beschenkten galt dies „berühmt Heidelbergisch Corpus" als eine Trophäe des Sieges

der katholischen Sache „über den calvinischen Geist“ zum Ruhme des baierischen Stammes und des Hauses Ludovisi.

Was aber noch vor der Katastrophe die Blicke der Infantin, wie die Wünsche des Vatikans auf diese Beute gelenkt hat, das war im Grunde genommen nichts anders als jene Leidenschaft, die so gut einen Nikolaus V. ergriffen, wie sie Ott-Heinrich in die verlassene Bücherei zu Lorsch geführt und auch einen Ludovisi beseelt hat, dem die kostbare, zu Rom auf der „Weltschaubühne“ aufgestellte Beute in Erinnerung an längst verklungene grosse Zeiten als ein Ruhmestitel erschien. Doch — so drängt der Gedanke sich mir immer wieder auf — mehr als dem siechen absterbenden Gregor, dürfte seinem Nepoten Ludovico, dem unruhigen, ehrgeizigen und geschickten Leiter der curialen Politik, auch dieser Erfolg zuzuschreiben sein. Das Schicksal der Palatina war im Hinblick auf das Glück der katholischen Liga besiegelt, gleichviel ob jener ein Platz in Rom, Madrid oder Brüssel beschieden war.

Das ist das Ende der berühmten Heidelberger Bibliothek.

Mit der Universität ging seit Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts auch die Bibliothek die Wege abwärts. Ohne grosse, die geistige Welt berührende Schicksale, ohne Ruhm bewegt sich ihr Leben bis ins Ende der pfälzer Zeit, dem heutigen Geschlechte fremdartig, bei aller Dürftigkeit nicht ohne heitere Seiten und darum nicht ohne Reiz. Lassen Sie mich, in dem umfangreichen Buche unserer Bibliotheksgeschichte nun rascher blätternd, aus den Bibliotheksakten selbst heraus, Unbekanntes bekannt, vergessene, verschollene Figuren wieder lebendig machen.

Wohl haben Karl Ludwig, der durch seinen Bibliothekar Ezechiel Spanheim sich um die Rückführung der alten Palatina vergeblich bemüht hat, wie auch seine Nachfolger aus der Neuburger Linie für unsere Bibliothek ihre wohltätige Hand geöffnet. Es war immerhin ein Ereignis, als 1706 das Herrenschiff mit der Bibliothek des Leidener Professors Graevius an Bord, den Rhein herauf kam und am Neckarstaden seiner gelehrten Last sich entledigte. Johann Wilhelm hat dies Geschenk gemacht. Auch Karl Theodor, der so Vieles geschaffen, was deutscher Bildung Ehre macht, bewies der einst ruhmwürdigen, doch jetzt zerfallenden Gründung seiner Ahnen verständnisvolle Gunst. Aber in die Heidelberger Bibliothek kam kein lebenskräftiger Zug mehr, und wenn auch die Bücher sich von Jahr zu Jahr vermehrten, es war eben nur eine Menge Bücher, ohne tiefern Einfluss auf das geistige Leben

der Zeit. Alles scheint an diesem alten Pfalzgrafensitze sich ausgelebt zu haben. Das Schloss, nach teilweiser Zerstörung notdürftig wieder wohnbar gemacht, schaut, 1764 vom Blitzstrahle getroffen, verlassen und verödet, doch in seinen Trümmern noch voll Majestät auf die menschenleere Stadt herab, wo die Universität, einst mitten im europäischen Geistesleben stehend, über die Grenzpfähle des Kurstaates hinaus keine Bedeutung mehr hat. Mannheim mit seiner Akademie, seiner bildenden Kunst, seiner deutschen Gesellschaft, seiner nationalen Bühne, mit seiner Bibliothek, die im prunkvollen Saale, in kunstvollen, von Gold umsäumten Schränken der gelehrte Lamey verwaltet: die Residenz, nicht die Universität bildet den geistigen Mittelpunkt der ihrem Ende entgegengehenden alten Pfalz. Eine Heidelberger Bibliothek als selbständiges Institut der Universität ist nicht einmal im pfälzischen Hof- und Staatskalender genannt. Die Gelehrtenwelt geht längst an ihr vorüber.

Wenn einmal einer der letzten bedeutenden Männer der pfälzischen Zeit, der Professor der Medizin Franz Anton Mai, bei der ersten Begrüssung Karl Friedrichs von Baden, von seinen schlecht besoldeten Kollegen gesagt hat, „dass sie traurig einher gegangen und ihre Vorlesung mehr seufzender als lebendiger Vortrag“ gewesen sei, so kann man auch für die Bibliothek aus ihren Akten solch ein Stimmungsbild herauslesen. Je schlechter der Gehalt, desto tiefer die Seufzer. Alles macht einen schläferigen Eindruck. Man hat nicht die Empfindung, dass es jetzt, wie zu Gruters Zeiten ein hoher Beruf sei, als Bibliothekarius von Heidelberg zu wirken, für den jetzt die höchste Sprosse seiner Leiter zugleich die höchste Stufe seines Daseins bedeutet. Sind auch einmal vornehme Herrn darunter, so tun sie alles, nur das nicht, wozu sie berufen sind. Die einen haben das Gnadenbrot, die anderen die Sinekure. Von den Bibliothekaren aus Karl Ludwigs Zeit war als Nachfolger Ezechiel Spanheims nur noch der Syndikus Cloeter übrig. Schon 1675 war er zum Vorstand der Bibliothek ernannt worden. „Obwohl bei diesem Subjekt — heisst es bei seiner Anstellung — furgekommen, dass selbiges ein blödes Gesicht, so ist jedoch dieses wegen seiner guten Capacität und dass solche Blödigkeit nur in der Ferne sei, nicht in Consideration gezogen worden.“ Er hatte mit seinen 160 Gulden Gehalt wohl nicht viel zu verwalten, wenn er neben Herstellung des Catalogus, gleich in vier Exemplaren, mit seinen „blöden Augen“ auch noch sorgen sollte, dass das Gemach sauber gehalten, „die Bücher vor Ungeziefer behütet und keines davon entfernt oder verderbet werde“. Der schlecht bezahlte Mann ist trotz seiner Bibliothekslasten gesund geblieben und alt ge-

worden, hat die Zerstörung Heidelbergs durch Melac glücklich überstanden, doch nach Rückkehr der alten Ordnung um seine magere Pfründe mit einem Konkurrenten sich herumschlagen müssen, den Johann Wilhelm 1707 in der Person seines Historiographen Ludwig Tolner auf die gleiche Stelle gesetzt. Das war zur Vertreibung des Ungeziefers doch an Amtsträgern zu viel. Der schrift- und intriguenreiche Kampf um die bibliothekarische Herrschaft dauerte bis zum Jahre 1712, da Tolner, eine in der Bibliothek sonst unsichtbare, nach dem Urteile der akademischen Behörden, durch Faulheit ausgezeichnete Figur auf seinen Posten verzichtete.

Als eine nicht ungewohnte Erscheinung aus der letzten Pfälzer Zeit, da Serenissimus den Neugeborenen seiner hohen Beamten die Patente künftiger Staatsstellen in die Wiege zu legen pflegte, tritt der junge Joseph David von Overkamp aus Mannheim in unsern Gesichtskreis. Wegen der Verdienste seines Vaters, des hiesigen Professors der Medizin, und „weil er damals noch unversorgt war“, wird ihm 1767 die Stelle eines Bibliothekarius zu Heidelberg „zuerkannt, in der vorbedinglichen Zuversicht, dass er hiezu erforderliche Qualification zu erwerben und zu vervollständigen sich bestrebet“, mit einem Gehalte von 12 Malter Korn und 310 Gulden. Zur Dienstleistung selbst hat sich sein Schwager, der bekannte Professor iuris Wedekind, ohne Entgeld erboten. Organisatorisch hat von seiner Versorgungsstelle in Mannheim aus Herr v. Overkamp nur einmal im Jahre 1779 in die Verwaltung eingegriffen mit der Erklärung, „dass einem Bibliothekario oder Verwalter nicht zuzumuten sei, bei Einstellung der Bücher dieselben mit dem Besen selbst auszustauben“. Die Notwendigkeit eines Bibliothekdieners wird damit zum erstenmal begründet. Inzwischen ist aber Overkamp zu Mannheim nicht allein Hofgerichtsrat, sondern auch — man weiss nicht wie und wo — reif für die Bibliothekswissenschaft geworden. Dem Generalstudium wird daher von höchster Stelle befohlen, den Herrn Hofgerichtsrat zu Mannheim in die „wirklichen Bibliothekspflichten“ zu nehmen. Diese bestanden zunächst darin, einen Verwalter zu suchen, der die Bibliothek gegen eine Vergütung von jährlich 100 Gulden in Ordnung zu bringen habe. Der bekannte hiesige Buchhändler Pfähler ist dazu bereit und mit 12 Malter Korn und als guter Pfälzer „mit etwas Wein“ zufrieden, eine Naturalzulage, die auch heute noch, zumal in guten Jahrgängen und reiner Krescenz, für ein so staubiges Geschäft einem jeden menschenfreundlichen Gehaltstarife zu empfehlen wäre.

Machte sich Herr Pfähler auf die gewohnte Reise zur Ostermesse nach Leipzig, so konnte in Vertretung wohl auch aus der Zahl seiner, den Umgang mit Büchern gewohnten Ladengehilfen „oder sonst ein Freund" zeitweise die Leitung des Universitätsinstitutes übernehmen. Als sich an solcher Schwierigkeit die Besetzung der Stelle zerschlagen, fand man endlich in dem Lehrer des reformierten Gymnasiums Pflaum, der 1785 in seinen vom Unterricht freien Stunden gegen ein Gehalt von 25 Gulden und 12 Malter Korn das Amt übernahm, einen erwünschten und überdies billigen Ersatz. Pflaum war ein fleissiger, sesshafter Mann, er brachte, wovon die Oberdirektion in Mannheim sicherlich keine Ahnung hatte, vom akademischen Senat mit anerkennenswertem Lobe bedacht, die Bücherei in Ordnung. Als er 1795 seinem Nachfolger die Schlüssel zu den Bibliotheksschränken in seine Hand legte, da blieb letzterem die Wahl frei, die Inventare des scheidenden Kollegen als richtig entgegenzunehmen oder die Bücher sich noch einmal vorzählen zu lassen. Aus dieser Zumutung können Sie schon die Armseligkeit der damaligen Universitätsbibliothek ermessen. Wenn Pflaum sich nicht verzählte oder, was in diesem Falle keine Sünde ist in unserem Stande, etwas aufgeschnitten hat, so waren es im Ganzen 12,000 Bände. Auch das Lokal war dem entsprechend. Bis zum Jahre 1784 befand sich die Bibliothek in einem Zimmer des obersten Stockes dieses Hauses, der domus Wilhelmina, zu der 1712 der Grundstein gelegt worden war. Im Jahre 1785 folgte der Neubau der Säle im untersten Stocke, die vom jetzigen Hörsal 13 ausgehend den heutigen auf ihn einmündenden Quergang und die daranstossenden Räume umfassten. Überhaupt macht sich um diese Zeit die Überzeugung geltend, dass die Zustände schlecht und Reformen notwendig seien. Auch Serenissimus tut zuweilen seine freigebige Hand auf. Karl Theodor genehmigt 1787 den Verkauf der bisher der Universität zustehenden Jagd zu Schauernheim an den Minister Oberndorf um 2000 Gulden, mit deren Zinsen die neueingerichtete Bibliothek bedacht werden sollte. Ein Jahr zuvor war sogar ein Lesezimmer, eine bis dahin unbekannte Einrichtung, ins Leben getreten, während zu Cloeters Zeit an warmen Sommertagen, in dem von den Büchergestellen abgesonderten Raum, dem sogenannten „Spaziergang", auch den Studiosis die Benützung gestattet war. Ein Entleihen wäre als Staatsverbrechen angesehen worden. Durch ein Budget geregelte Einkünfte hatte die Bibliothek noch nicht, alles war ausserordentliches douceur Serenissimi. So kam man auf alle möglichen Gedanken, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen, zu einer Zeit, da man kein Holz kaufen konnte, um in

der Senatsstube einzufeuern oder von jedem Studenten 48 Kreuzer zu erheben gezwungen war, um die Hörsäle zu heizen. Waren schon 1710 die Promovierten verpflichtet, der Bibliothek ein Buch zu schenken, so verlangte ein akademischer Erlass von 1733, dass Professoren, die keine Lektionen hielten, die Hälfte ihrer Besoldung zu Gunsten der Bibliothek abgezogen werde. Der Beitrag eines Reichstalers aus Matrikelgeldern war schon 1758 in Übung.

Dem fleissigen Pflaum folgt 1795 der Historiker Peter Wolfter, dessen Werke mit ihm selbst längst vergessen und verschollen sind. Als Sohn und Enkel pfälzischer Beamten bewirbt er sich 1787 um die Stelle eines ausserordentlichen Lehrers der Geschichte bei der hiesigen Universität „die er mit Ehr und ohne den mindesten Gehalt zu fordern, aus vaterländischem Triebe zu versehen gesonnen war". „Durch Geschichtslehre Biedermänner zu bilden und dem Staate redliche und würdige Männer gleichsam in die Hände zu liefern" ist ihm „das edelste Geschäft" und der „höchste Beifall seines durchleuchtigsten Beherrschers die Belohnung". Mit dem edlen Bewusstsein „dem Fürsten und dem Vaterlande gearbeitet zu haben" trägt er, wie selten ein ewiger Privatdozent, die ihm reichlich zu teil gewordenen Enttäuschungen seines Lebens. „Um seinem Diensteifer Grenzen zu setzen" sucht er bei der völligen Aussichtslosigkeit seiner akademischen Zukunft, als Bibliothekar eine Stelle und kauft mit dem aus den Kriegsstürmen geretteten Reste seines bescheidenen Vermögens dem Herrn v. Overkamp um 4000 Gulden Amt und Würden ab. 1600 Gulden davon wären in Ewigkeit im Schuldbuch der Overkampschen Kinder stehen geblieben, wenn ihn nicht die Gnade Serenissimi von diesem Drucke befreit hätte. So wenig wie die Wissenschaft hat Peter Wolfter auch die Bibliothek gefördert. Wochenlang muss sie geschlossen bleiben, wenn der arme alternde Mann, neben anderen Schicksalen, auch von Krankheit geplagt, darnieder liegt. So trägt er im Staube der Bücher sein Los, sitzt voll Sorgen in der Südwestecke des Erdgeschosses des Universitätsgebäudes, geduldig und stille, wenn nicht gerade sein leerer Magen Selbstgespräche führt oder in seinem modernden Stillleben ein Steinwurf ihn aufschreckt, der vom sonnigen freien Platze herüber, bei den olympischen Spielen der Heidelberger Strassenjugend seine Richtung durchs Fenster verliert. Doch ein guter kurpfälzer Patriotismus erhebt seine Seele. Während die alte Staatsordnung schon in allen Fugen zittert, hält er 1789 hier in diesem Saale auf Friedrich den Siegreichen seine Rede, die viel von „Männerseelen, Tatenhandlungen und Zeitalterverewigungen" uns erzählt und die Bedeutung

der gesunkenen hohen Schule nicht allein den Pfälzern, sondern auch dem übrigen „teutschen Universum" zum Bewusstsein bringt. In diesem weiten Horizonte aber hat er die Enge seines Daseins vergessen und seinem Nachfolger die Bibliothek in heillosem Durcheinander hinterlassen. Er war der letzte seufzende Pfründner der alten pfälzer Zeit. Als sich nach seinem Tode (1803) der Amtsschreiber Schorn aus Hilsbach „aus Vorliebe für die milde und gerechte Regierung seiner hochfürstlichen Durchlaucht zur einstweiligen unentgeltlichen Stelle eines Bibliothekarius" meldete, war bereits Karl Friedrich von Baden Herr dieses Landes.

Wie mit der Universität, so hat auch mit ihrer Bibliothek der junge badische Staat keine gesunde Erbschaft angetreten. „Ich habe — schreibt der 1805 neuernannte Oberbibliothekar, Professor der Kameralwissenschaft Semer — den mir schon verdächtigen Kranken in nähere Untersuchung genommen und ihn wahrlich auf allen Seiten verdorben und angepestet gefunden, der Senat wird wohltun, wenn er vor allem seine Bemühungen auf die baldige Genesung seiner ehemaligen unter seiner Oberinspektion verunglückten Tochter richtet." Von 1500 Gulden Einkünften war diese Heilung nicht zu erwarten. Aber die neue badische Regierung, vor allem das warme Interesse Karl Friedrichs hat dafür gesorgt, dass der Patient nicht allein wieder kuriert, sondern wieder ganz gesund ward, immer jünger und lebenskräftiger bis auf diesen heutigen Tag. Die alte Palatina hat schwere und eigenartige Schicksale gehabt, wie keine andere Anstalt von gleicher Bedeutung. Der neuen Bibliothek ward das Glück zu Teil unter warmem Sonnenschein emporzuwachsen aus dem Boden, den Karl Friedrich bestellt. Die Stürme der Zeiten sind an ihr ohne Schaden vorübergegangen. Ihre Geschichte von 1803 bis heute, in einer früher nie dagewesenen aufsteigenden Entwicklung, ist darum, von einzelnen Episoden abgesehen, eine innere Verwaltungsgeschichte, deren Inhalt mehr einen Kongress von Bibliothekaren als die heutige Festversammlung in dauernde Aufmerksamkeit zu versetzen im Stande wäre. Beim Anblick des neuen prächtigen Hauses allein schon wird der Gegensatz von Einst und Jetzt, ohne viele Worte in monumentaler Kürze, uns deutlich. Doch ich will auch aus diesem zweiten Bande unserer Bibliotheksgeschichte ein paar Blätter herausgreifen und vieles überschlagen, was an Instruktionen hängt oder nur durch Zahlen lebendig wird.

War die alte Palatina mit ihren reichen Schätzen wesentlich eine Schöpfung persönlicher wechselvoller fürstlicher Gunst, so tritt die neue Pflanzung als ein modernes Staatsinstitut mit sichern, wenn auch anfangs kleinen Mitteln ins Leben. Neben dem erlauchten Landesherrn, dem Rector magnificentissimus der hohen Schule, hat auch die Volksvertretung ein Interesse daran, dass diese geistige Rüstkammer dem Lande in Ehren diene. Das Wachstum der Bücher aber bedingte eine neue erweiterte Verwaltung. Je grösser die Anforderungen von Arbeit, um so mehr löst auch das Amt des modernen Verwalters sich los vom Banne der Sinecure, wenn es auch sonst lange gedauert hat, bis die Bibliotheken, besonders in ihren unteren Verwaltungsschichten aus dem Dasein leiblicher Pfründner- und geistiger Siechenhäuser herausgekommen sind. Vorab die Männer an der Spitze, meist Gelehrte von glänzendem Namen, viele darunter geistige Führer der Nation, geben diesen Instituten nach aussenhin eine vornehme Vertretung. So kam 1808 Friedrich Wilken zu uns, als Geschichtsschreiber der Kreuzzüge ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, aus der geistigen Aristokratie der Göttinger Schule hervorgegangen, der mit seinem Wissen zwei grosse Kulturwelten beherrschte. Steckt in jedem, der aus Büchern arbeitet und sonst für ihre Ordnung Sinn und Verständnis hat, ein Stück Bibliothekar, so besass Wilken die erste und wichtigste Eigenschaft eines solchen Berufes: die Liebe zu Büchern, dazu ein Geschick und Glück, überall Verborgenes aufzutreiben aus den entlegensten Schlupfwinkeln. Nun war ja die Zeit, wie geschaffen, die Leidenschaft der Bücherfreunde auf billige Weise zu befriedigen. Die ältesten kostbarsten Werke, geschrieben und gedruckt, lagen so zu sagen auf der Strasse. Jenem aufgeklärten und doch im Verständnis für geschichtlichen und künstlerischen Wert unglaublich bornierten Geschlechte waren die heute unschätzbarsten Handschriften ein wertloses Pergament, zumal wenn der Weihrauchduft der Kirche an ihnen hing. Ein Glück, wenn sie in Bibliotheken Rettung fanden. Vorab in den alten Kulturstätten des Landes, in den Klöstern, an den Sitzen des geistlichen Fürstentums, die nun säkularisiert, als wertvolle Bestandteile des neuen badischen Staates sich zusammenfanden, lag die seit Jahrhunderten aufgesammelte Literatur und Kunst zur Aufteilung bereit. Freiburg, Karlsruhe und auch Heidelberg teilten sich darein. Aus den Klöstern zu Gengenbach, Schwarzach, Ettenheimmünster, Villingen, Schuttern, Allerheiligen und Lichtental frischte sich in den Jahren 1803 und 1820 unsere Bibliothek wieder auf, 1812 kamen Teile der fürstbischöflich Konstanzer Bibliothek aus Meersburg zu uns. Vor

allem verdanken wir der ehemaligen Hofbibliothek des Fürstbischofs von Speyer zu Bruchsal, eine Bereicherung von ganz besonderer Bedeutung. In prächtigen Einbänden, an dem Huttenschen Wappen vielfach erkennbar, hat diese Bibliothek besonders für die historische Literatur in ihrem gesamten Umfang bei uns einen wertvollen Grundstock geschaffen, der heute nur mit grossen Opfern zu erwerben wäre. So ist es ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, indem das junge aufgeklärte Geschlecht, im Triumphe überwundener Verhältnisse, gerade die Erbschaft der alten Zeit den neuen Rüstkammern wissenschaftlicher Arbeit als die ersten Lebenskräfte wieder zuführt. Nur eines ist uns entgangen aus dem Zusammenbruche der alten geistlichen Herrlichkeit. Ein bedeutsames, in sich abgeschlossenes Stück deutschen Kulturlebens der Frühzeit, die ehrwürdige Reichenauer Klosterbibliothek, hat — vielleicht aus einem Versehen — ihren Weg nach dem damals ungelehrten Karlsruhe genommen. Der Wunsch, sie zu besitzen, mag verzeihlich sein, doch heute dürfen wir sagen: Es war kein verfehlter Weg, in die verständnisvolle Pflege und Obhut des feingebildeten Wilhelm Brambach, es liegt kein todter Schatz begraben, wo der grundgelehrte Alfred Holder, wie ein zweiter Walhafrid die alte Reichenau zu neuen Ehren bringt.

Wie sehr aber die badische Regierung schon bald nach Besitznahme der neuen Territorien bemüht war, auch unsere Bibliothek aus ihrer Unbedeutenheit emporzuheben, zeigt der schon 1806 lebhafte Gedanke, die einst diesem Boden entführte Palatina wiederum zurückzugewinnen. Hier war es der um unsere Universität so hochverdiente Minister von Reitzenstein, der als ausserordentlicher Gesandter in Paris, in den verwandtschaftlichen Beziehungen seines Fürstenhauses zum mächtigen Protektor des soeben geschlossenen Rheinbundes und in dessen Machtspruche die sichersten und erfolgreichsten Wege zu sehen glaubte. Dem an Talleyrand gerichteten Memoire ist wahrscheinlich keine Antwort gefolgt. Andere Wege betrat die Universität. Kurz nach den Tagen, da sich 1815 zu Heidelberg das Hauptquartier der gegen Napoleon Verbündeten befand und Frau von Krüdener ihre mystischen Gedanken der heiligen Allianz verkündete, hat die Universität in Erinnerung an den Aufenthalt Kaisers Franz in unserer Stadt, ihre Wünsche in einer von Wilken abgefassten patriotisch gestimmten Denkschrift zu einem dem hohen Herrn schmeichelhaften Ausdruck gebracht, wovon auch für Herrn von Metternich etwas abgefallen ist. Ich habe nicht Zeit Ihnen den Gang der weiteren Verhandlungen zu schildern. Dem Siegeszuge der Verbündeten nach Paris ist auch die Rückführung eines Teils der Heidelberger Bücher-

sammlung gefolgt. Noch im Jahre 1815 und 1816 sind 852 Handschriften aus dem Vatikan, 38 aus Paris, wohin dieselben 1797 durch den Frieden von Tolentino gekommen waren, nach Heidelberg zurückgekehrt. 26 Bände griechischer, 16 Bände lateinischer Codices sind darunter, alle übrigen sind deutsch. Es ist nun kein Zweifel, dass weitaus der grösste Teil dieser Bände nicht der alten Palatina, sondern dem Schlosse angehört, also zur Universität keine Beziehungen gehabt hat, niemals in ihrem Besitze gewesen ist. Denn deutsche Sprache und Literatur war ihrem Denkkreise noch fremd. Der grosse wissenschaftliche Apparat dagegen, die griechischen und lateinischen Klassiker, die theologische, vor allem die orientalische Literatur, sind zurückgeblieben. Darüber mag uns aber die Freude über das, was wir bekommen haben, nicht verdorben werden, denn es ist von unserer Sprache und von unserem Geiste: der ganze Schatz unserer alten deutschen Literatur in Poesie und Prosa ruht in diesen Bänden, von dem ersten Sprachdenkmal in gebundener Rede, altdeutschen Klanges, dem Evangelienbuche des Mönches Otfried bis zu den letzten Ausläufern ritterlich-höfischer Poesie, alles, was das deutsche Gemüt in seinem Glauben und Lieben, seinem Frohsinn und Ernst seit Jahrhunderten bewegt. Es ist deutsches Kultur- und Geistesleben, was nun aus einer ihm fremden Umgebung zurückkehrt. Und das zu einer Zeit, als das Abendrot der Romantik in seinen letzten Gluten versinkt, aber der Boden für ein ernstes Studium der altdeutschen Literatur vorbereitet wird. Die Jünger der deutschen Altertumswissenschaft drängen sich jetzt zu den Heidelberger Handschriftenschränken. Die Universitäts-Bibliothek seit nahezu zwei Jahrhunderten vergessen, steht nun wieder als geistige Macht im Geistesleben der Deutschen.

Von diesem Glanze waren freilich die Schäden der alten Zeit noch lange nicht überwunden. Wilken klagt (1808) über die Zustände. Die Kataloge waren alt und mangelhaft, vielfach gar nicht weiter geführt. Noch 1824, als der Historiker Schlosser hier als Oberbibliothekar wirkte, gab es noch keinen fertigen, die ganze Bibliothek umfassenden Nominalkatalog. „In diesem Zustande, schreibt Wilken, wird die Bibliothek ein Schandfleck unserer Universität bleiben.“ Um abzuhelfen war ein genügendes Personal gar nicht vorhanden. Wilken waltete vornehm als Direktor, doch im Nebenamte, über dem Ganzen, Oberbibliothekar war der Professor der Kameralwissenschaft Martin Tobias Engelbert Semer, der Sekretär Professor Kayser wirkte zugleich als Lehrer am Gymnasium. Das ganze Geschäft des Katalogisierens lag in den Händen von „Kolla-

boranten", die kamen und gingen, je nachdem sie bezahlt waren oder nicht, eine buntgemischte Gesellschaft von hungrigen Privatdozenten und durstigen Studenten, oder auch von Patres der aufgehobenen Klöster, die, wie der fleissige P. Lang aus St. Peter, ihre Pension im Bibliotheksdienste als otium cum dignitate abverdienten. Beamte, Scribenten und Benutzer aber hausten alle in einem Zimmer, das, wie Wilken schreibt, mehr einer Höhle als dem Lesezimmer einer angesehenen Bibliothek gleich sah, und alle sassen an einem einzigen Tisch, wo sie aus dem einzig vorhandenen Fenster, gierig den Sonnenstrahl auffingen oder diesem engen Dunstkreise einen frischen Luftzug zuführen konnten. Und wie die Menschen, so drängten die Bücher in die Weite, selbst wieder gedrängt von der hohen Schule, die im frischen Aufblühen Raum verlangte für die wissbegierige Jugend. Schon war die Bibliothek auf 40,000 Bände gewachsen, da kam, als schon Josef Mone die Direktionsgeschäfte führte, 1827 ein neuer Zuwachs durch die Bibliothek des ehemaligen reichen Cisterzienserstiftes Salem am Bodensee, das nach seiner Aufhebung in den Besitz des Grossherzoglichen Hauses übergegangen war. Um 20,000 fl. ward die Erwerbung dieser auch die ehemalige Bibliothek von Petershausen umfassende, an alten Monumentalwerken wie auch an Handschriften reiche Sammlung unserer Universität angeboten. Je ärmer an Mitteln ihre Bibliothek war, um so kühner und verwegener griff sie zu, nahm Geld auf, gab Aktien aus und hoffte bei ihrer jährlichen Einnahme von 1800 Gulden, nach neun Jahren ihre Schuld zu amortisieren. Mochte der vornehme, für die Geschichte unseres südlichen Kulturbodens verständnislose Schlosser einen Teil dieser Klosterbibliothek als wertlosen Trödel erklären —, die Prachthandschrift, das dem zehnten Jahrhundert angehörige, aus Petershausen stammende Sacramentarium allein könnte heute den Kaufpreis der ganzen Bibliothek mehrfach ersetzen. Was wir an unschätzbaren Denkmalen der Miniaturmalerei von den Karolingischen Zeiten bis zur Renaissance besitzen, verdanken wir dem damals raschen Entschlusse unserer Universität.

Mehr noch, als die Schulden machte aber die Frage Sorge: „Wohin mit diesen Büchern und Handschriften?", die zunächst in der Aula eine Unterkunft gefunden hatten. Die Notwendigkeit eines besonderen Bibliotheksgebäudes war schon 1824 in einem Gutachten Zachariäs zur Sprache gebracht worden. Alles andere war nach seiner Meinung Notbehelf. Da aber das „zweckmässige und zierliche Gebäude", wie es der sonst gar nicht ästhetisch angelegte Zachariä am Paradeplatze aufgerichtet zu sehen wünschte, aus guten Gründen zunächst ein Wunsch blieb, so

hat man in der Auswahl der vorhandenen Häuser die merkwürdigsten Vorschläge gemacht. Von historischen Traditionen eingenommen ward an das ehemalige Karmeliterkloster am jetzigen Friesenwege, an den Mönchhof und an das Kloster, nunmehrige Schulgebäude, gedacht, dessen Platz heute die neue Bibliothek einnimmt. Auch die protestantischen Gotteshäuser wie St. Peter, die ehrwürdige akademische Gruftkirche und die Providenzkirche sind mit der Ehre einer künftigen Büchersammlung bedacht worden. Noch im Jahre 1827 bot sich unserer Sammlung ein neues Heim, das im Besitze der Familie Traitteur befindliche, 1715 bis 1717 erbaute Jesuitenkollegium, das sogenannte kleine Seminar. Um 9500 Gulden ward dies Haus gekauft. Da aber die Regierung nicht in der Lage war, mehr als 4000 Gulden zu bewilligen, so entschloss sich die Stadt, damals wie heute für ihre Alma Mater besorgt, zur Zahlung von 12 000 Gulden für Ankauf und Umbau mit der Bestimmung, dass das Gebäude als ein städtisches Eigentum angesehen werden sollte. Im Sommer 1829 fand dann der Umzug aus dem Universitätsgebäude in das neuhergerichtete neue Heim statt. Vierundsiebenzig Jahre hindurch hat in diesem einstigen Kollegium der Gesellschaft Jesu die Heidelberger Bibliothek glückliche Zeiten verlebt, bis sie auch über diese Mauern hinausgewachsen war.

Aber Bücher selbst im stattlichsten Hause mögen ein schöner Anblick sein, dem wissenschaftlichen Leben nützen sie nichts, wenn sie nur die Hüter der Bretterreihen sind, auf denen sie nicht einmal gefunden werden können. Es fehlten immer noch die zuverlässigen Wegweiser, die dem Faden der Ariadne gleich durch das Labyrinth der Büchermassen hindurchführen.

An diesem Faden ist immer fortgesponnen worden, riss er auch nicht ganz entzwei, so ward er doch in sich selber verwickelt. Über den Katalog geht die allgemeine Klage von Bibliothek und Universität. Mit Scribenten, die wie Taglöhner eine Stunde täglich für 50 Gulden jährlich mit Titelschreiben ihr Brot suchten oder ein Stipendium sich abverdienten, war kein dauerndes Werk zu schaffen, zumal nach Schlossers bedenklich vornehmer Auffassung, „weder einem Bibliothekar, noch einem Kollegen des Direktors, der als Gelehrter dorten sei, ein solches Geschäft zugemutet werden könne“. An Stelle der Zugvögel, die, wenn sie die Brosamen aufgegessen hatten, wieder hinwegflogen, sollte nun ein „Skriptor“ angestellt werden, der das Ausleihregister zu führen und nach Angabe des Direktors die Büchertitel in den Katalog einzutragen habe. „Ein solcher Mann müsste natürlich orthographisch schreiben

und wenigstens etwas Latein verstehen." Grosse Ansprüche hat demnach auch Schlosser nicht gestellt. Ganz anders als der grosse Geschichtsschreiber, dem sein Bibliotheksamt wohl nie Freude gemacht hat, sah Zachariä mit seinem praktischen Verstande die Verhältnisse an.

„Der einzige Weg, sagt er in seinem Urteile über die Bibliotheksverhältnisse (vom 1. September 1824), der zum Ziele führt ist der, dass mit dem bisherigen Personale eine gänzliche Veränderung vorgenommen wird. Es muss ein Mann als Bibliothekarius angestellt werden, welcher schlechterdings kein anderes Amt hat und kein anderes Geschäft treibt, als das eines Bibliothekarius. Wählt man dazu einen Professor, so können wir voraussagen, dass der Plan in der Ausführung missglücken muss. Dann wird der Gehalt (die Sinecure) nicht das Amt die Hauptsache sein. Ein Bibliothekar ist ein homo sui generis, bei grossen literarischen Kenntnissen muss er zugleich ein gewisses Talent haben." Männer, die sich für solche Stelle schickten, meint aber Zachariä, seien nicht häufig. So ist aus dem Kreise der Universität selbst heraus — ich weiss nicht ob es auch anderwärts geschah — der Gedanke eines selbständigen bibliothekarischen Berufes zum Ausdruck gekommen. Heute ist diese Forderung wohl eine unbestrittene. War früher die Wissenschaft die Hauptsache, das Amt eine Nebensache, so liegt freilich jetzt die Gefahr nahe, dass an sich sehr wichtige Dinge: der Mechanismus, die Bibliothekstechnik und die Paragraphen allzuanspruchsvoll hervortreten, das geistige Band aber, was den Bibliothekar zumal an einer Universität mit ihrem inneren Leben verbinden soll, verloren geht und die Zusammengehörigkeit nur noch durch Aktenbündel und Geschäftsnummern kenntlich wird. Es ist gewiss sehr schwer beiden Forderungen gerecht zu werden, die Pflichten der Verwaltung bis ins kleinste zu erfüllen und zugleich selbstarbeitend an den geistigen Interessen der Universität Teil zu nehmen. Nur in dieser Verbindung sehe ich aber eine fruchtbringende Bedeutung und einen den alten Zuständen gegenüber wahren Fortschritt des bibliothekarischen Berufes — gewiss im Sinne des alten Zachariä.

Es hat noch Jahrzehnte gedauert, bis die von dem berühmten Juristen verschriebenen Heilmittel zum ersten Mal mit besserem Erfolge versucht worden sind. Aber es wäre undankbar und ungerecht zu sagen, dass das zähe Festhalten am Alten die Heidelberger Bibliothek die Wege abwärts geführt hätte. Unter Franz Josef Mone (1825—1827), Josef Eiselein (1827—1833) und Christian Felix Bähr (1833—1872) ist die Bibliothek nicht rückwärts gegangen. Glückliche Verhältnisse, vorab

grosse Schenkungen haben die Arbeit dieser Männer unterstützt. Da kam eine einzigartige, die Geschichte der Pfalz in ihrem gesamten geistigen Kulturleben umfassende Sammlung, die Bibliothek des Dr. Batt in Weinheim (1839), auf deren Inhalt Ludwig Häusser sein erstes Werk, die Geschichte der rheinischen Pfalz wesentlich aufgebaut hat. Die grossen Büchersammlungen Mittermaiers, Schlossers und Häussers sind nicht nur Erinnerungszeichen an hochherzige Schenker und glänzende Zeiten unserer Hochschule, sondern immer noch fruchtbringende, niemals vertrocknende Quellen wissenschaftlicher Arbeit. Alle Bibliotheksvorstände aber haben noch im Nebenamte ihren Beruf ausgeführt. Sie haben dabei das Glück gehabt mit Beamten zu arbeiten, die, wenn auch nicht bahnbrechende Gelehrte, wie unter ihnen der Orientalist Weil einer war, doch auch keine seufzende Gestalten und brothungerige Scribenten der alten Zeit gewesen sind. Mit staunenswertem Fleisse, selbstloser Hingabe an ihren Beruf, liebevollem Sicheinleben in die nicht immer herzerquickende Arbeit, dabei von nie versagendem Gedächtnis und nie versagender Gefälligkeit waren sie die lebendigen Kataloge der bereits sehr umfangreichen Bibliothek. Ich will hier nur Karl Thibaut und vor allem, den um unsere Bibliothek hochverdienten Otto Bender ins Gedächtnis zurückrufen, dessen bewunderungswerte Arbeitskraft deutlich und schön in unseren Katalogen sich selbst ein Denkmal gesetzt hat.

In der Art des Betriebes, in ihren Einrichtungen blieb allerdings die Bibliothek der alten Zeit getreu und auch die Benützer jener Tage sollen sich dabei ganz wohl befunden haben. „In der Gewohnheit, sagt Goethe, ruht das einzige Behagen, selbst das Unangenehme, woran wir uns gewöhnen, vermissen wir ungern.“ Wer eingewurzelt ist in alte Verhältnisse, dem kann man nicht zumuten, dass er gewaltsam mit Traditionen breche, in denen er selber aufgewachsen ist, einen Bau, an dem er selber mitgebaut, in neuen Stilformen umschaffe. Was aber Zachariä schon 1824 in starker Überzeugung forderte, kam jetzt in Erfüllung, als nach dem Tode Bährs 1873 der junge Bibliothekar an der Hofbibliothek in Gotha, Dr. Karl Zangemeister, als Vorstand der Heidelberger Bibliothek berufen ward.

Als seinen Lebensberuf, nicht im Nebenamte, sollte er die Leitung der Bibliothek übernehmen, als ein „Bibliothekar sui generis.“ Er war der rechte Mann dazu, seiner ganzen Naturanlage nach zu dem ihm übertragenen Amte geschaffen.

Auf dem gesunden lebenskräftigen, nun leider bis zum Einsinken unterwühlten Boden der alten Gelehrtenschule, auf Gymnasium und Uni-

versität, wuchs er auf in strenger Zucht des Geistes, unermüdlich in der Arbeit und von unbegrenzter Liebe zu den Büchern. Dann hat er in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha von selber gelernt, was auch zum Geschäftlichen nötig war. Fragen und Antworten eines Bibliotheks-katechismus haben für ihn niemals Bedeutung gehabt, alles Schulmässige war ihm fremd und doch konnte man soviel von ihm lernen. Auch in ihm steckte etwas von des jungen Winckelmanns Natur. Es war eine Freude zu sehen, wie er sich an Büchern freute und wie er mit ihnen verkehrte. Zu allen diesen geistigen Vorbedingungen kam nun eine ganz besondere Anlage, eine Bücherwelt zu ordnen und nutzbar zu machen. Auch er wusste, dass eine solche Arbeit nicht allein durch Ideen geleitet, sondern auch durch einen Mechanismus getrieben werde. Er selbst war in der kleinsten mechanischen Arbeit geschickt. Er stand nicht vornehm wie Schlosser über dem Getriebe seiner Bibliothek, sondern mitten drinnen. Auch an seinen Händen hing der oft ehrwürdige Staub der Folianten. Zangemeisters Gedankenarbeit aber gab dem ganzen Getriebe einen höheren Schwung, er sorgte dafür, dass die Maschine wohl eine unermüdliche Kraft, aber nicht das einzige Treibende und Lebendige war in dieser Welt von Büchern. Umfassendes Wissen und wissenschaftliche Arbeit waren in ihm mit praktischem Können vereinigt. Ein Gelehrter von grossem Namen, in seinen wissenschaftlichen Interessen mit dem historischen Leben dieses Bodens verwachsen, verlieh er seiner traditionenreichen Bibliothek auch nach aussen hin ein berechtigtes Ansehen. Als akademischer Lehrer im Verbande der Universität stehend, lehrte er dort eine Wissenschaft, die sonst keine Vertretung gefunden hätte und vereinigte so die an den Bibliothekar der alten Zeit gestellten Anforderungen mit denen der neuen in einer Weise, dass dieselben Universität und Bibliothek zu Gute kamen, ganz gewiss aber der letzteren nicht zum Schaden gewesen sind.

Gleich nach Antritt seines Amtes unternahm er die gewaltige Arbeit für die damals, ohne die Broschüren, etwa 150,000 Bände starke Bibliothek, einen nur teilweise vorhandenen systematischen Katalog nach den einzelnen Wissenschaften bis in die feinsten Abzweigungen hinein von neuem auszuarbeiten und darnach die ganze Sammlung aufstellen zu lassen. So ward unser Realkatalog geschaffen, der es nicht allein möglich macht, die über jeden Wissenszweig vorhandenen Werke im Kataloge, sondern auch, bei einigermassen Geschick und Ortssinn, auch ohne Katalog in den weitausgedehnten Bücherreihen zu finden. So kann ein jedes Werk nur an der einen Stelle stehen, welche ihm sein Inhalt innerhalb

des Systems anweist. Solch ein Sachkatalog ist zugleich ein vollständiges Inventar der ganzen Sammlung und macht es möglich, den Bestand derselben jederzeit zu revidieren.

Nur bei einer so immensen Arbeitskraft, wie der Bibliothekar Otto Bender sie besass, und unter Mithilfe eines eben so geschickten, wie unverdrossenen Dieners, dessen ehrwürdiges greises Haupt ich heute in unserer Mitte begrüsse, konnte im Verlaufe von wenig Jahren diese Neuordnung bewältigt werden. Der Heidelberger Katalog ist mit seinen Vorzügen weithin bekannt und anerkannt. Selbst ohne unsere anspruchsvolle Empfehlung ist er andern zum Vorbild geworden. Mag die Zukunft auch anderwärts Brauchbares schaffen, wir haben jedenfalls nicht nötig nach fremden Mustern uns umzubilden.

Zangemeister war ein ruheloser Mann, dessen Kopf voller Gedanken und Pläne steckte. Seine Wirksamkeit im Einzelnen zu schildern, hiesse eine Geschichte der Bibliothek im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts schreiben. In dieser Zeit hat die Bibliothek einen Aufschwung genommen, wie nie zuvor. Von 150,000 Bänden in den Zeiten Bährs, ist sie zu einem Bestande von nahezu einer halben Million Bänden emporgewachsen. Die Zahl der Zeitschriften umfasst mehr als dritthalbtausend Nummern. In gleichem Masse hat, unterstützt von liberaler Verwaltung, auch die Benützung zugenommen. Betrug noch in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Zahl der entliehenen Bücher im Semester 1500 Bände, so haben wir jetzt für diesen kurzen akademischen Zeitabschnitt schon 25,000 Bände zu verzeichnen und nach den im neuen Hause gemachten Erfahrungen dürfte diese Zahl noch lange nicht den Höhepunkt erreicht haben. Glückliche Verhältnisse und Umstände haben freilich auch zu glücklichen Erfolgen mitgeholfen. Bedeutende Vermächtnisse und Schenkungen, zumal bei den Jubelfesten der Universität, flossen uns zu. Die grosse Heidelberger Liederhandschrift, einst im Besitze Friedrichs IV. von der Pfalz, kehrte in die alte Heimat zurück und während wir uns zum zweiten Universitätsjubiläum rüsteten, kam jene grosse Sammlung von Papyri zu uns, die unsere Bibliothek mitten in den internationalen Betrieb einer neuen Wissenschaft hineinstellte. Die hochherzige Schenkung der Reinhard'schen Sammlung durch Friedrich Schott aber gab den an unserer Universität wieder lebendig gewordenen orientalischen Studien neuen reichen Stoff und neuen hohen Aufschwung. So leben nach Jahrhunderten die Gedanken Ott-Heinrichs hier wieder auf.

Zangemeister sah mit Freude und Stolz seine geliebte Bibliothek zu so grossem Umfang und hohem Ansehen emporblühen, dass längst das

alte Haus zu enge war und nicht mehr würdig erschiene seines reichen Inhalts. Das Ziel seines Denkens und Wirkens: die von ihm neu umgestaltete, von seinem eigenen Wesen beseelte Bibliothek in einem neuen Hause zu verwalten und zu vermehren, blieb Zangemeister leider versagt. Als die gewaltigen Mauerblöcke dieses Baues dem Erdboden schon entstiegen waren und zu den ersten architektonischen Formen zusammenwuchsen, da brach die unüberwindlich scheinende Körperkraft des lebensvollen und lebensfrohen Mannes von tückischer Krankheit bezwungen darnieder. Doch das Feuer, das seine sterblichen Überreste verzehrt hat, konnte ihn uns nicht nehmen. Lebendig, verjüngt steigt aus der eigenen Asche seine unvergessliche Gestalt immer wieder vor uns auf. Das Geistige seines Lebens wirkt fort und trägt weiter seine Früchte. Weihelos und würdelos wäre diese Feier, wenn wir seiner nicht gedenken wollten. Sein Andenken sei uns auch im neuen Hause heilig.

So nahen wir uns dem Tore der neuen Bibliothek, die festlich beleuchtet uns nun empfangen soll.

Das Wappen des badischen Hauses, überragt vom helmgezierten Haupte der Pallas Athene, begrüsst uns beim Eingang. Man pflegt diese Bibliothek noch heute eine Palatina zu nennen. In ihrem reichen geschichtlichen Leben, beim Anblick ihrer mit Handschriften gefüllten Schränke soll dieser Ehren- und Ruhmestitel ihr verbleiben. Die neue Bibliothek aber ist wie die Universität eine badische Schöpfung. Was noch pfälzisch an ihr ist, verschwindet vor dem, was im Laufe des letzten, von uns bereits festlich begangenen Jahrhunderts, der neue badische Staat uns gegeben hat. Aus einer bedeutungslosen, weltvergessenen Bücherei zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ist die Heidelberger Bibliothek zu einer Anstalt emporgewachsen, die heute in der wissenschaftlichen Welt in Ansehen und Ehren steht. Wir wissen, dass dieser Aufschwung nicht durch Zufall geschah und bekennen mit aufrichtigem Danke, was wir der glücklichen Regierung des badischen Fürstenhauses, der stetigen Fürsorge unseres Ministeriums und dem verständnisvollen Entgegenkommen der in der Pflege aller hohen Kulturaufgaben stets einigen Landstände verdanken. Mit offenen Händen geben sie uns, was wir zum wissenschaftlichen Leben nötig haben und auch dies neue prächtige Haus wird stets ihre Fürsorge preisen. Dabei ist es mir ein besonders freudiges Empfinden, nun auch öffentlich dem hier anwesenden Vertreter unseres vorgesetzten Ministeriums herzlich zu danken, für alle Mühe und tatkräftige Unterstützung, die er, mit Arbeit für unsere

beiden Universitäten schon genug belastet, auch dem Fortgange und der Vollendung dieses Baues geschenkt hat.

In der äussern Kunstform allein ruht freilich die Bedeutung dieses neuen Hauses nicht. Zu wissenschaftlicher Arbeit ist es errichtet. Wissenschaft aber ist kein totes Wissen. „*Τὸ γράμμα ἀποκτείνει τὸ δὲ πνεῦμα ζωοποιεῖ*“, zu deutsch: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.“ So steht überm Eingang zum grossen Arbeitssaale geschrieben. Was diese Inschrift besagt, soll aber auch jenen gelten, die als Verwalter eines solchen Hauses berufen sind, seinen geistigen Inhalt zu vermitteln, allen, die ihn suchen. Von diesem innern Leben erfüllt möge denn die Heidelberger Bibliothek von den Schicksalen der alten Palatina bewahrt, im neuen Hause wachsen und gedeihen zum geistigen Segen für diese Universität, das schöne Badener Land und das gemeinsame deutsche Vaterland.
